

Zeitschrift:	Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber:	Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band:	14 (1957)
Heft:	2-3
Artikel:	Sebastian Brant zum 500. Geburtstag : Rede, gehalten in der Aula der Universität Basel am 22. Herbstmonat 1957 vor den Teilnehmern an der Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft
Autor:	Husner, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-395783

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeder Autor hat seinen Bekanntenkreis, und so sandte ich das Buch an eine Persönlichkeit, die mir schrieb, sie danke mir, könne aber zunächst nur dem Buchdeckel ein Lob spenden. Das andere wolle sie sich gelegentlich zu Gemüte führen.

Fühle mir nach, was ich empfand; ich war paff und blieb ein Weilchen völlig konfus. Die eigentümliche Art, Werke der Feder zu würdigen, machte auf mich den Eindruck eines Erlebnisses, das sich mir einprägte und das ich Dir deshalb hier auftische.

G.-E. Magnat / Encore un autre bibliophile

Je lis dans *Amori et dolori sacrum*, de Maurice Barrès, à la page 117, le texte suivant: «Il (Stanislas Guaïta) m'apporta en cachette les *Emaux et Camées*, les *Fleurs du Mal*, *Salammbô*. Après tant d'années, je ne suis pas soustrait au prestige de ces pages sur lesquelles se cristallisa soudain toute une sensibilité que je ne me connaissais pas. Et comme les simples portent sur le marbre ou le bois dont est faite l'idole leur sentiment religieux, l'aspect de ces volumes, leur odeur, la pâte du papier et l'œil des caractères, tout cela m'est présent et demeure mêlé au bloc de mes jeunes impressions. Il n'est de vrai Baudelaire pour moi qu'un certain exemplaire disparu à couverture verte et saturé de musc.»

Qui oserait prétendre que ce Prince des Lettres n'était pas un bibliophile authentique? Barrès ne sépara jamais les belles pages aimées d'un livre du vêtement de celui-ci. Contenu et contenant étaient pour lui motif d'exaltation intellectuelle et pure

joie du sentiment. Pour lui, les mots témoignent de leur source qui est le verbe, ou s'ils ne sont que vocables alignés selon les lois de la logique utilitaire et ordonnés selon les exigences de la grammaire et de la syntaxe, ils ne l'intéressaient pas. Il considérait qu'un ouvrage médiocre luxueusement édité est la pire des tromperies.

L'amour littéraire de Barrès confine à une lâtrie qu'il ne faut confondre avec l'idolâtrie. Il sait trop bien que les œuvres d'art ne sauraient être adorées, mais qu'elles méritent d'être vénérées. Ce qu'il adore en elles, c'est la Puissance infinie qui les a inspirées.

Sait-on que lorsque le Prince des Lettres monta sur la nef des fous, ceux-ci ôtèrent spontanément leur bonnet à grelots, tout en serrant plus fort la «marotte» qu'ils tenaient dans leur main. Je me suis laissé dire qu'il n'était pas d'hommage plus fervent ni plus respectueux que celui-là.

Fritz Husner / Sebastian Brant zum 500. Geburtstag

Rede, gehalten in der Aula der Universität Basel am 22. Herbstmonat 1957 vor den Teilnehmern an der Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft



Is im März 1944 das Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft den Namen «Stultifera navis» angenommen hatte und als «Narrenschiff» von Basel abstieß, hat Dr. Karl Schwarber der Navis auf ihrer Fahrt in die Zukunft in einem Geleitwort gute Wünsche mitgegeben und dazu bemerkt: «Wohin die Reise gehen wird, wie lange sie dauern wird, wissen wir nicht.»

Man war sich schon damals klar, daß sie, wie jede Reise, begrenzt sein werde. Heute, wo das Schifflein nach dreizehn Jahren wohlbehalten wieder an Land anlegt, ist das damals Zukünftige bereits Vergangenheit geworden. Die Ergebnisse der Fahrt liegen in 14 wohlgestalteten und reich gefüllten, bald sogar durch ein Register abgeschlossenen Bänden vor.

Als die Zeitschrift ihren Namen erhielt, wurde sie gewissermaßen unter das Patronat dessen gestellt, der das ursprüngliche Narrenschiff auf die



Abb. 1

Fasnacht 1494, also fast auf den Monat genau 450 Jahre zuvor, von Basel hatte ausgehen lassen: Sebastian Brants. Das Ende der Fahrt, der Abschied vom Narrenschiff, mag Anlaß sein, diesem Manne ein kurzes Gedenken zu widmen.

Aber noch ein anderer Grund kann das Vorhaben nahelegen: Sein 500. Geburtstag, der in dieses oder vielleicht auch erst ins nächste Jahr fällt. Brant ist ein Kind der Stadt Straßburg. Als Sohn des Wirts zum goldenen Löwen hat er dort seine Jugend verbracht und als früh beobachtender Junge manche Kenntnis der Gewohnheiten des Volkes, seiner Ausdrucksweise, seiner Fehler gewonnen, die jeden Leser des Narrenschiffes erstaunt. 1475, siebzehn- oder achtzehnjährig, ist er nach Schulbesuch in Straßburg und Schlettstadt nach Basel ge-

kommen, hat hier studiert, die akademischen Grade als doctor iuris erworben, hat als praktischer Jurist und als angesehenes Mitglied der juristischen Fakultät gewirkt, eine Familie gegründet und als Korrektor und als Berater des Buchhandels, vor allem seines Freundes Johannes Bergmann von Olpe, eine reiche Tätigkeit ausgeübt. Viele Basler Drucke enthalten in irgendeiner Weise seinen Namen, sei es, daß er ihr Autor war, sie herausgab oder sie mit seinen Empfehlungen begleitete. Auch durch seine enge Zugehörigkeit zum Kreis der Männer, die im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts jenen streng kirchlichen, auf ernste Reform des religiösen Lebens noch ganz in mittelalterlichem Geiste hinwirkenden Humanismus vertraten, mit Johannes de Lapide an ihrer Spitze,



Abb. 2

stand er in hohen Ehren. Aber dieser Ruf war zunächst auf Basel oder, wenn er darüber hinausging, auf die gelehrte Welt beschränkt. Zu eigentlicher Berühmtheit gelangte er erst in den letzten Jahren des Jahrhunderts durch sein «*Narrenschiff*», als seine Basler Zeit bereits ihrem Ende entgegenging. Denn 1501, wo unsere Stadt dem Bund der Eidgenossen beizutreten sich anschickte, kehrte er nicht ungern in seine Heimatstadt zurück, zuerst als deren Rechtsberater, später als ihr Stadtschreiber, und starb dort im Jahre 1521. Er hat somit 26 Jahre, den größeren Teil seines tätigen Lebens, in unserer Stadt verbracht. Er hat unserer Universität Ehre gemacht und ist lange ihr wichtigster Mittelsmann zum aufblühenden Basler Buchdruck gewesen. Trotzdem wollten wir nicht durch eine laute Feier seines Zentenars den Ein-

druck erwecken, als sei er vor allem der unsrige, wir benützen aber gern die Gelegenheit, heute seinen Namen zu ehren.

Es ist allerdings kaum möglich, über Brant hier viel Neues zu sagen. Vor mehr als 100 Jahren hatte sich die gelehrte Forschung mit dem *Narrenschiff* zu beschäftigen begonnen und in nicht übertriffter Weise mit der 1854 erschienenen Ausgabe von Zarncke im Bereiche der Philologie und des Textes gleich den Gipfel erreicht. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte das kunstgeschichtliche Interesse für die Herkunft der unvergänglichen genialen Holzschnitte eingesetzt, und die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg haben beides, Text und Typen und den Buchschmuck, in Faksimiledrucken auch denen zugänglich gemacht, die nicht glückliche Besitzer der seltenen Originalausgaben sind. Neben-



Abb. 3

her ging die Freude an dem Auffinden der Brantschen Flugblätter, den Einblattdrucken frommen Charakters oder mit aktuellem Inhalt, sei es den Fall eines Meteorsteines, sei es eine Mißgeburt oder sonst eine Merkwürdigkeit betreffend. Die Jagd nach den so gefährdeten Blättern hielt Bibliophile, Bibliothekare und Antiquare immer wieder in Atem und rückte den Namen Brants in den Vordergrund, mehr als es die raren und deshalb begehrten Objekte ihrem innern Werte nach verdienten.

Heute ist der Name Brants wohl viel genannt und mehr bekannt als sein Werk und sein Wesen. Gerade das entzückende äußere Bild, in dem das Narrenschiff sich bietet, hat vielleicht am meisten zu der weitverbreiteten Meinung geführt, es sei ein fröhliches Buch, in dem sich Brant schalkhaft über die Schwächen seiner Mitmenschen lustig

mache, ihnen lachend die Wahrheit sage und ihre Fehler als bloße Torheiten betrachte. Und doch liegt ihm nichts ferner, als über die Widersprüche, die sich im Menschenherzen streiten, lächelnd und mit gütiger Ironie hinwegzugehen. Gestatten Sie mir, dafür einige wenige Beispiele anzuführen und dabei Brant auch selbst zum Worte kommen zu lassen.

Der Bibliophilen Gunst gehört Sebastian Brant schon deshalb, weil er den langen Narrenzug mit einem der ihren, dem Büchernarren, beginnen lässt. Holzschnitt und Schilderung sind Ihnen ja bekannt (Abb. 1). Der Büchernarr gesteht:

Von büchern hab ich großen hort
Verstand doch drynn gar wenig wort.

Eifrig wehrt er von ihnen die Fliegen ab, aber liest nicht darin:

Worumb wolt ich brechen myn synn
Und mit der ler mich bkümbren fast?
Wer vil studiert / würt ein fantast.

Er begnügt sich mit weniger:

Dann ich gar wenig kan latin
Ich weyß das vinum heyßet win.

Und er bekennt schließlich:

Die oren sint verborgen mit
Man säh sunst bald eins mullers thier.

Man sieht, der Büchernarr kommt mit dieser Selbstdarstellung bei Brant noch recht glimpflich davon. Es wird hier nur der lächerliche Auswuchs bloßgestellt, ohne daß moralische Schlüsse aus seiner Torheit gezogen werden.

Schon die zweite Narrengruppe: Die, welche in den Rat oder ins Gericht zu kommen wünschen und dann dort doch nicht gerecht entscheiden, packt Brant viel härter an:

Wann yeder wüst / was volgt har noch
Im wer zu urteilen nit so goch /
Mit sölcher moß / wirt yederman
Gemessen / als er hat gethan.
Wie du richtst mich / und ich richt dich
Als wirt er richten dich und mich /
Eyn yeder wart noch synem dot
Der urteil die er geben hat.

Man kann solche Beispiele leicht häufen.

Sie kennen wohl alle den lustigen Holzschnitt, auf welchem ein beide Arme ausstreckender Narr in einer Gasse steht (Abb. 2). Zwischen den aufstehenden Zipfeln seiner Kappe sitzt ein Rabe, ebenso je einer auf den Händen. Jeder Rabe krächzt «Cras».

Die Aufschrift lautet:

Wer singt Cras Cras glich wie eyn rapp
Der blibt eyn narr biß jnn syn grapp
Morn hat er noch eyn größer kapp.

Man würde nun aber völlig fehl gehen, wenn man meinte, Brant wolle sich über den, der beliebige Geschäfte immer auf cras, morgen, hinausschiebt, lustig machen. Nein, es handelt sich nur um *einen* Aufschub: Der ist ein Narr, der seine Lebensbesse rung immer hinausschiebt

Und singt Cras / Cras / des rappen gsang
Und weißt nit ob er leb so lang /
Dar durch synt narren vil verlorn
Die allzyt süngen morn / morn / morn
Was sünd an trifft und narrheyt sust
Do ylt man zü mit großem lust...

Und Brant schließt:

Wer hüt nit gschickt zu ruwen ist
Der fyndt morn me das jm gebrist
Wän hüt berüft die gottes stym
Der weißt nit / ob sie morn rüff jm.

Vielleicht erinnern Sie sich auch an einen andern einprägsamen Holzschnitt. Eine Küchenszene

(Abb. 3). Unmittelbar bei der Küche legt ein Boot an. Darin steht ein Narr, an verschiedenen Seilen angebunden sind die ungetreuen Dienstboten: der Koch, der Kellner, Mägde, alle mit Narrenkappen, um nächstens ins Narrenboot gezogen zu werden. Jetzt freuen sie sich noch:

Wann nachts die herschafft schlaffen gat
Und rygel / tor / beschlossen hatt
So drincken wir dann nit des bösten
Wir loßen uß dem vaß / dem grösten
Do mag man es nit wol an spüren
Ansbett / wir dann eynander füren
doch dänt wir vor zwen socken an
Das uns die herschafft nit hör gan
Und ob man schon hört etwas krachen
Mann wänt die katzen dänt das machen
Und wenn eyn kleyn zyt umbhar gat
So wänt der herr / das er noch hat
In sym väßlin eyn guten drunck
So macht der zappf dann glunck glunck glunck...

Es wird dann glustig vom

...magen reytzen
Mit kochen / syeden, broten / schweytzen /
Mit rösten / bachen...

erzählt, aber plötzlich schlägt der Ton um, und auch diese «Narretei» wird sub specie aeternitatis betrachtet:

Der keller spricht / brot mir eyn wurst
Her koch / so lesch ich dir den durst.
Der keller ist des wyns verräter
Der koch der ist des tüfels bräter /
Hye dänt er gwonen by dem für
Das jm dort kumen würt zü stür.

In diesem Lichte sieht Brant die persönlichen Fehler der einzelnen Menschen oder Menschengruppen und natürlich auch die großen Probleme seiner Zeit, wie etwa die Mißbräuche im kirchlichen Leben und in den Sitten des Klerus. Und wenn er gar die religiös-politischen Vorgänge zur Sprache bringt, so fehlt auch der satirische Beiklang. Ich denke da an die lange Partie «Vom Abgang des Glaubens», wo er über die Verluste des christlichen Gebiets durch die Türken und die von Rom abgefallenen Christen klagt. Auf dem zugehörigen Holzschnitt (Abb. 4) sind zu sehen der Papst, der Kaiser, Fürsten, Herren und einige Narren, von denen einer den Mächtigen seine Narrenkappe hinhält. Der Dichter entschuldigt sich, daß er auch die Großen «hargesetzen» habe, freilich ohne das Attribut der Narrenkappe. Doch gibt er ihnen die Schuld, gegen den Kaiser zu stehen und der Einigkeit des Reiches zu schaden und damit auch der Kirche. Jeder wolle der Mächtigste sein, ohne auf die Gefahr zu achten, in der alle schwaben:



Abb. 4

Und gsicht uns / als den ochsen gschah
 Do eyner dem andern zü sach
 Biß das der wolff sie all zerreyß
 ...

Jeder denkt nur an sich

Und gdenckt nit / das er vor lesch uß
 Das für / ee es jm kum zü huß
 ...

Die porten Europe offen syndt
 Zü allen sitten ist der vyndt
 Der nit schlossen noch rüwen düt
 Jn dürst allein / noch Christen blüt.

Ergreifend ermahnt Brant die Mächtigen:

Stont uff / und wachen von dem troum
 Worlich / die axt stat an dem boum
 Ach gott gib unsren höubtern jn
 Das sie süchen die ere dyn.
 ...

Wer oren hab / der merck und hör
 Das schifflin schwancket uff dem mer
 Wann Christus jetz nit selber wacht
 Es ist bald worden umb uns nacht.

Brant wird nicht aufhören zu mahnen.

Und wer nit an myn wort gedenck
 Die narren kappen / ich jm schenck.

Einzig in dieser taktvoll zurückhaltenden Art, mit bloßer Androhung, stellt er die Fürsten in die Reihe seiner Narren.

Nicht einmal für die Fasnachtsnarren, die in der Ausgabe von 1494 noch fehlen, die er aber am Schluß der Edition von 1495 aufnimmt, nicht einmal für sie, die in Basel doch an erster Stelle auf mildes Urteil Anspruch haben, hat Brant Verständnis.

Man hat schon oft gefragt, wie es möglich war, daß diese so lehrhafte, so religiös-pädagogische Dichtung mit solcher Begeisterung aufgenommen wurde, wie es der Fall war, und daß sie über ein Jahrhundert hinaus bis in die Zeit des Dreißig-

jährigen Krieges die berühmteste deutsche Dichtung war, mit zahlreichen Ausgaben und Umarbeitungen, mit an die lateinische Bearbeitung Jakob Lochers sich haltenden Übersetzungen ins Französische, Englische, Niederländische. Und auch in diesen war sie noch wirksam, was nicht selbstverständlich ist, weil für uns einer der Hauptreize des Werkes gerade in der so oft ursprünglichen Kraft der deutschen Formulierungen beruht. Der gewaltige Erfolg – Zarncke stellt ihn dem Veldeckes im 13., des Opitz im 17., Goethes im 19. Jahrhundert gleich – ist um so merkwürdiger, als das Werk keinen durchgehenden Aufbau kennt. Einen festen Platz haben im Grund nur die Einleitungs- und die Schlußverse. Die übrigen Narrengruppen könnte man beliebig verstellen, ohne eine Gedankenentwicklung zu stören. Auch ist das Bild vom Narrenschiff keineswegs einheitlich durchgeführt. Bald handelt es sich um *ein Schiff*, bald um eine ganze Flotte, gelegentlich ist von Narrenkarren die Rede. Und selbst über den Zweck der Reise besteht keine Klarheit. Werden die Narren deportiert? Fahren sie ins Schlaraffenland? Sind sie auf einer gefährlichen See fahrt? Und die Hauptfrage: Wie steht es mit dem Dichtertum Brants?

Schon manche Jahre vor dem Erscheinen des Narrenschiffes hatte er sich durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Lateinischen, zum Teil auch eigenen lateinischen kleinern und größern Lehrgedichten, in der Meisterung der Muttersprache geübt. Viele von diesen Stücken sind in seinen gesammelten Gedichten noch vorhanden.

Manches daraus ist mehr oder weniger verändert in das Narrenschiff übergegangen. Er hat sich in zäher Arbeit seine volkstümlich kräftige Sprache gebildet, die uns auf jeder Seite des Narrenschiffes mit ihren Reimen und ihrer oft staunenswerten Treffsicherheit erfreut, und nebenher aus antiken Schriftstellern und der Bibel sich die Unzahl von Exemplen zusammengetragen, die das Narrenschiff erfüllen. Aber ein wirklich dichterisches, das Schöpferische streifendes, über den Kreis des Alltäglichen, ich möchte fast sagen, des Banalen sich erhebendes dichterisches Bild ist ihm kaum gelungen. So kommt es, daß man schon aufhorcht, wenn man da, wo er den Gräberluxus verurteilt, die folgende Eingebung findet:

Der hymel manchen dotten deckt
Der under keynen steyn sich streckt
Wie kunt der han eyn schöner grab
Dem das gestyrrn lücht oben ab?

Am Erfolg des Narrenschiffes, dem ersten großen nach der Erfindung des Buchdrucks und einem der nachhaltigsten der deutschen Literatur überhaupt, haben sicher die mit genialen Künstlern in fruchtbarer Zusammenarbeit in glücklichen Stunden geschaffenen Holzschnitte mit großem Verdienst. Dazu kommt die einmalige Situation der deutschen Literatur: die Zeit der ritterlich-höfischen Dichtung der vergangenen Jahrhunderte war vorbei, an die Stelle des Adels war schon längst die Kultur der Städte getreten; die Welt des Bürgers fand nun in Brants Narrenschiff ihren gewichtigsten literarischen Ausdruck, nicht etwa, weil es kühn ins Neue vorstoßende Gedanken verkündete, sondern im Gegenteil das formulierte, was jedermann dachte, die Worte, die gleichsam in der Luft lagen und von jedem verstanden wurden. Es hat wohl gerade die in Wirklichkeit unkünstlerische Methode der Aufzählung in ihrer volkstümlichen Drastik besonders eingeschlagen. Freilich erklärt das Gesagte zunächst nur die starke Wirkung der Dichtung in den ersten zwei bis drei Jahrzehnten nach ihrem Erscheinen. Aber das Werk des so ganz dem Mittelalter Zugehörigen blieb lebendig, auch nachdem die Reformation mit ihren radikaleren Forderungen durchgedrungen war. Es wurde noch lange nicht vergessen, als Brant 1521 als ein mannigfach Enttäuschter gestorben war. Es muß deshalb ein bestimmter Teil seiner Wirkungskomponenten nicht erschöpft gewesen sein. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir sagen, daß alles, was die vernünftige Lebensführung des durchschnittlichen Bürgers betrifft, daß zumal die Kritik der pädagogischen und sozialen Mißstände den Menschen des 16. Jahrhunderts nicht weniger anrief als den Bürger des ausgehenden Mittelalters.

Zum Schluß meiner kurzen Ausführungen muß ich nun aber doch das Bild, das von Brant entstanden ist, ein klein wenig korrigieren. In seinem Werk sind mir doch einige, freilich nur wenige Prosaseiten begegnet – es handelt sich um einen Brief –, die der sonst so pedantische Belehrer und Bekehrer, wie mir scheint, vor allem aus Freude am scherhaften Einfall geschrieben hat. Auch wenn dieser Brief verschiedentlich die in diesem Jahr genugsam diskutierten Ursprünge unserer Stadt streift und ich die Diskussion über die Gründung Basels keineswegs fortsetzen möchte, sei es mir doch gestattet, Sie, meine verehrten Damen und Herren, noch einen Augenblick damit hinzuhalten.

Der sächsische Rat und Humanist Heinrich von Bünau, der sich im Frühjahr 1498 mit seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich III. von Sachsen, am Reichstag von Freiburg i. Br. aufhielt, hatte in einer Tagungspause einen Abstecher nach Basel gemacht und war dabei auch mit Sebastian Brant zusammengekommen. Wie allen auswärtigen Gästen der Stadt war auch ihm aufgefallen, daß sämtliche Basler Uhren eine Stunde vorgingen, und er hatte deshalb Brant im Gespräch gefragt, woher dies komme. Wir wissen nicht, welche ernsthafte Erklärung Brant ihm dafür gab. Doch hat er dem Gaste nachträglich einen Brief geschickt, in dem er ihm zur Auswahl verschiedene Möglichkeiten der Herkunft der merkwürdigen Basler Eigenart darbietet.

Die erste Erklärung: Dem Halbgott Herakles sei bekanntlich vor seinem Raubzug gegen die Rinder des Geryones auferlegt worden, an jedem einzelnen Tag bei Tage 20 Meilen zurückzulegen. Auf dem Rückwege sei er auch über die Vogesen ins Elsaß gekommen, wo schon lange zuvor Dionysos die Reben heimisch gemacht hatte. In Colmar habe er vom guten Elsässer Wein – es werden sogar die Spitzmarken, der Thanner Rangen und der Riquewihr erwähnt – etwas gierig getrunken und deshalb ein nicht planmäßiges Schläfchen gemacht, dabei aber zu viel Zeit verloren. Beim überstürzten Aufbruch habe er in Colmar seine Keule mitzunehmen vergessen – sie findet sich ja noch im dortigen Stadtwappen –, aber er habe sich doch so verspätet, daß er nicht mehr rechtzeitig bei Tage in Basel eintraf. Um die versäumte Stunde nachzuholen, habe er die Basler überredet, ihre Uhren am nächsten Tage um eine Stunde vorzurichten, damit er früher aufbrechen könne. Sie seien daraus, daß Basel schon zur Zeit des Herkules, wahrlich lange vor Munatius Plancus, bestanden haben muß!

Wem aber diese auf die Mythologie zurückgreifende Motivierung des Vorausgehens der Basler Uhr nicht plausibel erscheint, dem legt Brant noch eine weitere Begründung vor: Basilius, ein römischer Senator, sei von Augustus mit Quintilius Varus und andern zur Unterwerfung der rechtsrheinischen Völker ausgeschickt worden. Als die

Unternehmung im Jahre 9 n. Chr. mit einer Niederlage endete und die Legionen sich empörten, habe er gemeint, der Name und das Reich des Augustus seien vernichtet. Im Bestreben, daß wenigstens sein eigener Name überlebe, habe er in der allgemeinen Verwirrung die Kolonisten von Augusta Raurica und die öffentlichen Gelder von Augst auf den Burghügel am Rheinknie, den heutigen Münsterhügel, transferiert und die neue Stadt nach sich Basilea genannt. Und um ja sein Unternehmen nicht durch Verzögerung zu gefährden, und besonders aus Furcht, Augustus möchte etwa vom Orts- und Namenswechsel hören, bevor ein Fait accompli geschaffen sei, und dazwischenfahren, habe er die Uhren der neuen Stadt um eine Stunde vorausrichten lassen, damit täglich eine Stunde mehr als anderswo gearbeitet werde und das Werk rascher voranschreite. So sei es dann nachher geblieben.

Ich habe diese beiden Begründungen nirgendwo sonst belegt gefunden und möchte sie deshalb vorläufig als unbeschwerte Erfindung Brants betrachten. Ich übergehe weitere Gründe und will nur noch anführen, daß Brant selbst abschließend meint, daß die Basler einfach etwas anderes als die andern haben wollten, um stolz in einer fremden Stadt, wo es 2 Uhr schlage, sagen zu können: Bei uns ist es jetzt 3 Uhr!

Hört man dabei nicht aber auch die Bitterkeit durchklingen, die der reichstreue Mann empfand, als sich eben in jenen Jahren in Basel eine ausgeprägte reichsfeindliche Strömung durchsetzte? Man muß die Bemerkung auf diesem politischen Hintergrund sich abheben sehen, zumal Brant im gleichen Zusammenhang die geistige Unruhe der Basler auf ihre Berührung mit den Alpicolae, den Schweizern, zurückführt. Nochmals äußert sich uns darin sein tiefstes Wesen, wie es etwa Stintzing, ein später Nachfolger Brants in der Basler juristischen Fakultät, in seiner Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft zusammenfassend charakterisiert: Brant ersehnte und erstrebt das Kai-sertum in alter Herrlichkeit, die Kirche in alter Reinheit, die Sitten in alter Einfalt.

In dieser Geschlossenheit beruht seine Stärke und seine Begrenzung.